

Marcel Proust Unterwegs zu Swann

Auf der Suche
nach der verlorenen Zeit 1



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3641

Marcel Proust
Frankfurter Ausgabe
Herausgegeben von
Luzius Keller
Werke II · Band 1

Mit *Unterwegs zu Swann* beginnt Prousts monumentales Romanwerk. Wie ein Zauberwort läßt der Name »Swann« an Bilder, Szenen und Episoden denken, die zum literarischen Allgemeingut geworden und trotzdem neu zu entdecken sind: zu Beginn des Romans der Schlafende, Träumende, der sich an frühere Zeiten erinnert; das Drama des Zubettgehens in Combray, die Madeleine; die Weißdornblüten und Seerosen, drei Kirchtürme im Abendlicht, ein Sonnenstrahl auf einem regennassen roten Ziegeldach; Swanns Liebe zu Odette, der kleine Kreis der Verdurins, Vinteuils Geigensonate; die Spiele mit Gilberte in den Anlagen der Champs-Élysées. Erinnerungen an Personen und Orte, Landschaftsbilder, Gedanken zum Lesen, zum Schreiben, über Kunst und Musik, Liebe und Eifersucht und nicht zuletzt brillante Gesellschaftssatire: All dies bildet ein literarisches Universum – Spiegel der Welt und der Literatur.

Für die Frankfurter Ausgabe wurde Eva Rechel-Mertens' bis heute gültige Übersetzung von *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* von Luzius Keller und Sibylla Laemmel korrigiert und teilweise neu gefaßt. Der Kommentar erklärt Anspielungen und Zitate, weist auf wichtige Erzählstrukturen hin und zeigt das Zusammenspiel der einzelnen Teile, Themen und Stilnuancen auf.

Die von Luzius Keller herausgegebene Frankfurter Ausgabe umfaßt alle von Marcel Proust veröffentlichten und nachgelassenen Werke in teils neuer, teils überarbeiteter Übersetzung; die erste Abteilung versammelt Erzählungen, Essays und Kleine Schriften, die zweite Abteilung enthält den großen Roman *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, die dritte Abteilung erfaßt Publiziertes und Unpubliziertes aus dem Nachlaß.

Marcel Proust
Unterwegs zu Swann
Auf der Suche
nach der verlorenen Zeit
Band 1

Suhrkamp

Originaltitel:

À la recherche du temps perdu.

Du côté de chez Swann

Aus dem Französischen übersetzt von Eva Rechel-Mertens;
revidiert von Luzius Keller.

suhrkamp taschenbuch 3641

Erste Auflage 2004

© für diese deutschsprachige Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1994

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 3-518-45641-5

1 2 3 4 5 6 – 09 08 07 06 05 04

UNTERWEGS ZU SWANN

*Für Monsieur Gaston Calmette.
Zum Zeugnis für
tiefe und herzliche Dankbarkeit.¹*

ERSTER TEIL

COMBRAY

I

Lange Zeit bin ich früh schlafen gegangen.¹ Manchmal, die Kerze war kaum gelöscht, fielen mir die Augen so rasch zu, daß keine Zeit blieb, mir zu sagen: Ich schlafe ein. Und eine halbe Stunde später weckte mich der Gedanke, daß es Zeit sei, den Schlaf zu suchen; ich wollte das Buch fortlegen, das ich noch in Händen zu halten wähnte, und das Licht ausblasen; im Schlaf hatte ich weiter über das eben Gelesene nachgedacht, dieses Nachdenken aber hatte eine eigentümliche Wendung genommen: mir war, als sei ich selbst es, wovon das Buch sprach – eine Kirche, ein Quartett, die Rivalität zwischen Franz I. und Karl V.² Diese Vorstellung hielt noch einige Sekunden nach meinem Erwachen an; mein Verstand stieß sich nicht an ihr, doch lag sie mir wie Schuppen auf den Augen und hinderte diese zu erkennen, daß die Leuchte nicht mehr brannte. Dann wurde sie mir immer unbegreiflicher, wie nach der Seelenwanderung das in einer früheren Existenz Gedachte; das Thema des Buches löste sich von mir, ich war frei, mich damit zu befassen oder nicht; bald gewann ich mein Sehvermögen zurück und war höchst erstaunt, um mich her eine Dunkelheit vorzufinden, die für meine Augen, aber mehr noch vielleicht für meinen Geist angenehm und erholsam war, dem sie wie etwas Grundloses, Unbegreifliches, wie etwas wahrhaft Dunkles erschien. Ich

fragte mich, wie spät es wohl sei, ich hörte das Pfeifen der Züge, das bald nah, bald fern wie der Gesang eines Vogels im Wald die Entfernungen deutlich machte und mir die Weite des öden Landes beschrieb, wo der Reisende der nächsten Station entgegeneilt; und der schmale Weg, dem er folgt, wird sich seinem Gedächtnis einprägen durch die Erregung, die er neuen Orten verdankt, ungewohnten Handlungen, dem eben stattgefundenen Gespräch und dem Abschied unter der fremden Lampe, der ihm in der Stille der Nacht noch nachgeht, dem bevorstehenden Glück der Heimkehr.

Zärtlich drückte ich meine Wangen an die schönen Wangen des Kissens, die rund und frisch sind wie die Wangen unserer Kindheit. Ich strich ein Zündholz an und schaute auf die Uhr. Bald Mitternacht. Dies ist der Augenblick, da der Kranke, der verreisen und in einem unbekanntem Hotel übernachten mußte, wenn er von einem Anfall geweckt wird, sich freut, unter der Tür einen Lichtstreifen zu bemerken. Gottlob, schon Morgen! Gleich wird das Hauspersonal auf sein, wird er schellen können, wird man ihm Hilfe bringen. Das Hoffen auf Erleichterung gibt ihm Mut zu leiden. Hat er nicht eben Schritte gehört? Die Schritte kommen näher, entfernen sich wieder. Und der Lichtstreifen unter der Tür ist verschwunden. Es ist Mitternacht; man hat soeben das Gaslicht gelöscht; der letzte Dienstbote ist fort, und nun gilt es, unabänderlich die ganze Nacht hindurch zu leiden.

Ich schlief wieder ein und wachte dann manchmal nur noch für Augenblicke auf, gerade lang genug, um das organische Knacken der Täfelung zu vernehmen, die Augen zu öffnen und auf das Kaleidoskop der Dunkelheit zu richten, dank einem kurzen Aufschimmern des Bewußtseins den Schlaf zu kosten, in den die Möbel versunken waren, das Zimmer, dies Ganze, von dem ich

nur ein kleiner Teil war und in dessen Fühllosigkeit ich gleich wieder einging. Oder ich war im Schlaf mühelos in eine für immer vergangene Zeit meines frühesten Lebens zurückgekehrt, hatte irgendeine meiner Kindheitsängste wiedergefunden, wie jene, mein Großonkel würde mich an den Locken ziehen, eine Angst, die der Tag, an dem man sie mir abschnitt – für mich der Beginn einer neuen Ära –, zum Verschwinden gebracht hatte. Während des Schlafs hatte ich dieses Ereignis vergessen; sobald es mir gelungen war aufzuwachen, um den Fängen meines Onkels zu entweichen, kam mir die Erinnerung daran wieder, doch vorsichtshalber grub ich den Kopf tief in mein Kissen, bevor ich in die Welt der Träume zurückkehrte.

Wie Eva aus einer Rippe Adams, so entstand manchmal, während ich schlief, aus einer falschen Lage meiner Schenkel eine Frau. Sie war ein Gebilde der Lust, die in mir hochstieg, doch stellte ich mir vor, diese Lust würde mir von ihr geschenkt. Mein Körper, der in dem ihren meine eigene Wärme spürte, wollte sich damit vereinen, ich wachte auf. Die übrige Menschheit erschien mir weit in die Ferne gerückt im Vergleich zu dieser Frau, die ich vor Sekunden erst verlassen hatte; meine Wange glühte noch von ihrem Kuß, mein Körper war wie zerschlagen von der Last ihrer Gestalt. Wenn sie, wie es bisweilen vorkam, die Züge einer Frau trug, die ich im Leben getroffen hatte, gab ich mich ganz dem einen Ziel hin: sie wiederzufinden, wie jene, die sich auf eine Reise begeben, um mit eigenen Augen die Stadt ihrer Sehnsucht zu schauen, und sich einbilden, man könne irgendwo in der Wirklichkeit den Zauber des Traums erleben. Allmählich verblaßte die Erinnerung an sie, ich hatte das Geschöpf meines Traums vergessen.

Im Schlaf versammelt der Mensch um sich im Kreise den Lauf der Stunden, die Ordnung der Jahre und der

Welten.¹ Er zieht sie instinktiv zu Rate, wenn er aufwacht, und liest in einer Sekunde daraus ab, an welchem Punkt der Erde er sich befindet, wieviel Zeit bis zu seinem Erwachen verflossen ist; doch können ihre Ordnungen durcheinandergeraten, sie können zusammenbrechen. Wenn ihn beispielsweise gegen Morgen, nachdem er eine Weile schlaflos dagelegen hat, beim Lesen der Schlummer in einer ganz anderen als der normalen Schlafstellung überfällt, dann genügt das Heben eines Arms, um die Sonne in ihrem Lauf anzuhalten und rückwärts gehen zu lassen²: er verliert sein Zeitgefühl, und in der ersten Minute seines Erwachens wird er meinen, er sei eben erst zu Bett gegangen. Oder wenn er in einer noch unüblicheren und ausgefalleneren Stellung einschlämmt, etwa nach dem Abendessen in einem Lehnstuhl, dann ist das Durcheinander in den aus der Bahn geworfenen Welten vollkommen, der Zaubersessel trägt ihn in Windeseile durch Zeit und Raum dahin³, und in dem Augenblick, da er die Lider öffnet, ist ihm, als liege er einige Monate früher in einer anderen Gegend. Doch es genügte, daß ich in meinem eigenen Bett tief schlief und mein Geist sich dabei völlig entspannte, damit ihm der Lageplan des Ortes entglitt, an dem ich eingeschlafen war; und wenn ich mitten in der Nacht erwachte, wußte ich nicht, wo ich mich befand und deshalb im ersten Augenblick nicht einmal, wer ich war; ich verspürte nur, ursprünglich, elementar, jenes Daseinsgefühl, wie es in einem Tier beben mag; ich war entblößter als ein Höhlenmensch; doch dann kam mir die Erinnerung – noch nicht an den Ort, an dem ich mich befand, wohl aber an einige andere, an denen ich gewohnt hatte und wo ich hätte sein können – gleichsam als Hilfe von oben her, um mich aus dem Nichts zu ziehen, aus dem ich von selbst nicht herausgefunden hätte; in einer Sekunde überflog ich Jahrtausende der

Menschheitsgeschichte, und die verschwommen und flüchtig geschauten Bilder von Petroleumlampen und von Hemden mit Umlegekragen fügten nach und nach die originären Züge meines Ich wieder zusammen.

Vielleicht wird die Unbeweglichkeit der Dinge um uns diesen durch die Unbeweglichkeit unseres Denkens ihnen gegenüber aufgezwungen, durch unsere Gewißheit, daß sie es sind und keine anderen. Jedenfalls, wenn ich in dieser Weise erwachte und mein Geist erfolglos herauszufinden suchte, wo ich mich befand, kreiste in der Dunkelheit alles um mich herum, die Dinge, die Länder, die Jahre. Noch zu benommen vom Schlaf, um sich zu rühren, suchte mein Körper nach der Art seiner Müdigkeit die Stellung seiner Glieder auszumachen, um daraus die Richtung der Wand, den Platz der Möbel abzuleiten, um die Wohnung, in der er sich befand, im Geiste wiederherzustellen und zu benennen. Sein Gedächtnis, das Gedächtnis seiner Rippen, seiner Knie, seiner Schultern, zeigte ihm nacheinander mehrere Zimmer, in denen er geschlafen hatte, während rings um ihn her die unsichtbaren Wände je nach der Form des vorgestellten Raums ihre Lage änderten und sich wirbelnd in der Finsternis drehten. Und bevor noch mein Denken, das an der Schwelle der Zeiten und Formen zögerte, die Umstände zusammengebracht und damit die Räumlichkeiten bestimmt hatte, erinnerte er – mein Körper – sich von einer jeden an die Art des Bettes, die Lage der Türen, die Fensteröffnungen, das Vorhandensein eines Flurs, zusammen mit dem Gedanken, den ich dort beim Einschlafen hatte und beim Erwachen wiederfand. Wenn meine versteifte Seite ihre Lage zu bestimmen suchte und sich zum Beispiel längs der Wand ausgestreckt in einem großen Himmelbett währte, sagte ich mir: Schau, nun bin ich am Ende doch eingeschlafen, obwohl mir Mama nicht gute Nacht gesagt

hat; ich war auf dem Lande bei meinem Großvater, der seit langen Jahren tot ist; und mein Körper, die Seite, auf der ich lag, treue Bewahrer einer Vergangenheit, die mein Geist niemals hätte vergessen sollen, riefen mir die Flamme der urnenförmigen Nachtlampe aus böhmischem Glas, die an dünnen Ketten von der Zimmerdecke hing, ins Gedächtnis zurück, den Kamin aus Sienamarmor in meinem Schlafzimmer in Combray bei meinen Großeltern, aus fernen Tagen, die mir in diesem Augenblick gegenwärtig schienen, ohne daß ich sie mir genau vorstellte, und die ich etwas später, wenn ich völlig wach wäre, wieder genauer vor mir sähe.

Dann tauchte die Erinnerung an eine weitere Stellung auf; im Nu nahm die Wand eine andere Richtung; ich war in meinem Zimmer bei Madame de Saint-Loup auf dem Lande. Mein Gott!¹ Es ist mindestens zehn Uhr, sicher sind sie längst mit dem Abendessen fertig! Ich habe wohl die allabendliche Siesta zu sehr ausgedehnt, die ich nach meinem Spaziergang mit Madame de Saint-Loup halte, bevor ich mich für den Abend umkleide. Denn viele Jahre sind vergangen seit Combray, wo ich, so spät wir auch nach Hause zurückkehrten, stets noch den roten Widerschein des Sonnenuntergangs auf den Scheiben meines Fensters erblickte. In Tansonville, bei Madame de Saint-Loup, führt man ein anderes Leben, finde ich eine andere Art von Vergnügen, wenn ich nur des Nachts hinausgehe, im Mondschein jenen Wegen folge, auf denen ich einst im Sonnenschein spielte; und das Zimmer, in dem ich wohl eingeschlafen bin, anstatt mich zum Abendessen umzukleiden – von weitem erkenne ich es, wenn wir nach Hause zurückkehren, vom Lichtstrahl der Lampe durchdrungen, dem einzigen Leuchtfeuer in der Nacht.

Diese verworrenen, ineinanderkreisenden Erinnerungsbilder hielten jeweils nur ein paar Sekunden an;

meine kurze Unsicherheit über den Ort, an dem ich mich befand, unterschied ebensowenig die einzelnen Vermutungen, aus der sie bestand, wie wir die einander ablösenden Stellungen eines laufenden Pferdes isolieren, die das Kinetoskop¹ uns zeigt. Doch ich hatte bald das eine, bald das andere der Zimmer, die ich in meinem Leben bewohnt hatte, vor mir gesehen, und in den langen Träumereien nach meinem Erwachen rief ich sie mir schließlich alle ins Gedächtnis zurück; Winterzimmer², wo wir uns zusammenrollen, wenn wir im Bett liegen, den Kopf in einem Nest, das wir uns aus den verschiedenartigsten Dingen flechten: einer Ecke des Kopfkissens, dem oberen Teil der Bettdecke, dem Zipfel eines Schals, dem Bettrand, einer Nummer der *Débats roses*³, die wir schließlich zusammenkitten, indem wir uns gemäß der Technik der Vögel unablässig dagegenpressen; wo bei Eiskälte das besondere Vergnügen darin besteht, sich von der Außenwelt getrennt zu fühlen (wie die Seeschwalbe, die ihr Nest tief in einem Gang in der Wärme der Erde hat), und wo wir dank dem die ganze Nacht hindurch unterhaltenen Kaminfeuer in einem großen Mantel aus warmer, rauchiger Luft schlafen, durch den der Schein frisch aufflammender Scheite dringt, in einer Art von ungreifbarem Alkoven, von warmer Höhle, die sich im Inneren des Zimmers auftut, einer heißen Zone mit veränderlichen thermischen Konturen, durchzogen von Luftzügen, die uns das Gesicht erfrischen und aus den Ecken kommen, von Stellen nahe dem Fenster oder fern vom Feuer, die sich schon abgekühlt haben; – Sommerzimmer, wo wir uns gerne mit der lauen Nacht vereinen, wo das Mondlicht auf den halbgeöffneten Läden liegt und seine Zauberleiter bis ans Fußende des Bettes wirft, wo wir fast im Freien schlafen wie die Meise, die sich im Hauch des Windes auf der Spitze eines Strahles wiegt; – manchmal das Louis-

Seize-Zimmer, das etwas so Heiteres hatte, daß ich darin selbst am ersten Abend nicht allzu unglücklich war, und in dem die kleinen Säulen, die mühelos die Decke trugen, so anmutig auseinanderrückten, um den Platz für das Bett anzugeben und freizuhalten; manchmal dagegen jenes kleine mit der so hohen Decke, das sich pyramidenförmig über zwei Stockwerke hin wölbte und teilweise mit Mahagoni verkleidet war, wo ich von der ersten Sekunde an durch den unbekanntenen Vetivergeruch seelisch vergiftet wurde, überzeugt von der Feindseligkeit der violetten Vorhänge und der unverschämten Gleichgültigkeit der Pendeluhr, die ganz laut vor sich hin schwatzte, als wäre ich gar nicht da; – wo ein seltsamer und unerbittlicher viereckiger Standspiegel schräg eine Zimmerecke verstellte und sich in der angenehmen Ausgefülltheit meines gewohnten Gesichtsfeldes einen Platz eingrub, der nicht vorgesehen war; – wo in stundenlangen Versuchen, sich zu verrenken, sich in die Höhe zu recken, um die genaue Form des Zimmers anzunehmen und dessen gigantischen Trichter bis zuoberst auszufüllen, mein Denken manche harte Nacht durchlitten hatte, während ich in meinem Bett lag mit erhobnem Blick, ängstlich gespanntem Ohr, widerspenstiger Nase und klopfendem Herzen; bis die Gewohnheit die Farbe der Vorhänge verändert, die Pendeluhr zum Schweigen gebracht, den schrägen und grausamen Spiegel Mitleid gelehrt, den Vetivergeruch zwar nicht völlig verjagt, aber doch überdeckt und die scheinbare Höhe der Decke beträchtlich vermindert hatte. Ja, die Gewohnheit! Sie ist eine geschickte, aber sehr langsame Einrichterin, die unseren Geist zunächst einmal wochenlang in einem Provisorium schmachten läßt; doch ist er trotz allem froh, sie vorzufinden, denn ohne die Gewohnheit, nur auf sich selbst gestellt, wäre er außerstande, uns eine Behausung bewohnbar zu machen.

Gewiß war ich nun völlig wach, mein Körper hatte eine letzte Drehung vollzogen, und der gute Engel der Gewißheit hatte alles um mich her zum Stillstand gebracht, mich unter meine Decken gebettet, in meinem Zimmer, und hatte in der Dunkelheit meine Kommode, meinen Schreibtisch, meinen Kamin, das Fenster zur Straße und die beiden Türen annähernd an ihren Platz gebracht. Mochte ich jetzt auch noch so gut wissen, daß ich mich nicht in den Wohnungen befand, von denen mir die Benommenheit im Augenblick des Erwachens zwar kein deutliches Bild gegeben, aber ihre mögliche Gegenwart doch glaubhaft gemacht hatte, mein Gedächtnis war in Bewegung geraten; meist versuchte ich nicht, gleich wieder einzuschlafen; ich verbrachte den größten Teil der Nacht damit, an unser Leben von früher zurückzudenken, in Combray bei meiner Großtante, in Balbec, in Paris, in Doncières, in Venedig und anderswo¹, mir die Stätten in Erinnerung zu rufen, die Menschen, die ich dort gekannt, was ich von ihnen gesehen und was man mir von ihnen erzählt hatte.

In Combray² wurde Tag für Tag mein Schlafzimmer, sobald der Abend näher rückte, doch lange bevor ich mich zu Bett begeben und, ohne einschlafen zu können, von Mutter und Großmutter fernbleiben mußte, von neuem zum schmerzvollen Punkt, auf den sich meine Gedanken fixierten. Wohl war man, um mich abzulenken, wenn ich abends allzu unglücklich dreinschaute, auf die Idee gekommen, mir eine *Laterna magica* zu schenken, die – bis das Abendessen bereit war – auf meiner Lampe befestigt wurde; und wie die ersten Baumeister und Glasmaler der Gotik ersetzte sie nun die massive Mauerfläche durch ungreifbare, irisierende Lichtspiele, übernatürliche und buntfarbige Erscheinungen, die Legenden darstellten wie auf einem schwankenden und nur für einen Augenblick sichtbaren Kirchenfenster.

Meine Betrübniß aber wurde dadurch nur noch größer, denn allein schon der Beleuchtungswechsel zerstörte die Vertrautheit, die ich meinem Zimmer gegenüber gewonnen hatte und dank der es mir – abgesehen von der Qual des Zubettgehens – erträglich geworden war. Nun vermochte ich es nicht wiederzuerkennen und war darin so unruhig wie im Zimmer eines Hotels oder eines Ferienchalets, das ich gleich nach der Ankunft mit der Eisenbahn zum ersten Mal betreten hätte.

Ruckweise und Schreckliches sinnend kam Golo aus dem dreieckigen Wäldchen herausgeritten¹, dessen dunkles Grün sich wie eine Samtdecke über den Abhang eines Hügels legte, und näherte sich in zuckender Bewegung dem Schloß der bedauernswerten Genoveva von Brabant.² Dieses Schloß hörte wie abgeschnitten an einer krummen Linie auf, die nichts anderes war als der Rand eines der Glasovale im Rähmchen, das man durch die Führung der Laterne schob. Es war nur eine Ecke von einem Schloß, und vor ihm lag eine Heide mit der vor sich hin träumenden Genoveva, die einen blauen Gürtel trug. Schloß und Heide waren gelb, doch hatte ich sie nicht erst zu sehen brauchen, um ihre Farbe zu kennen; denn lange vor den Glasscheiben des Rähmchens hatte der braungoldene Wohlklang des Namens Brabant mir diese schon deutlich vor Augen geführt. Golo hielt einen Augenblick inne, um mit kummervoller Miene die Legende anzuhören, die meine Großtante vortrug und die er völlig zu verstehen schien, paßte er doch – mit einer Gefügigkeit, die eine gewisse Würde nicht ausschloß – seine Haltung den Angaben des Textes an. Dann entfernte er sich auf die gleiche ruckartige Weise. Und nichts vermochte seinen langsamen Ritt aufzuhalten. Wurde die Laterne verschoben, so gewahrte ich Golos Roß, wie es sich über die Vorhänge des Fensters hin weiterbewegte und sich in ihrem Faltenspiel

hinaufwölbte und hinunterkrümmte. Selbst Golos Körper, von ebenso übernatürlichem Wesen wie der seines Reittiers, kam mit jedem materiellen Hindernis, jedem störenden Gegenstand auf seinem Weg zurecht, indem er ihn sich einverleibte und sich seiner wie eines Knochengerüstes bediente, bis hin zum Türknopf, um den sich plötzlich und unwiderstehlich Golos roter Mantel legte oder sein bleiches Gesicht, immer gleich edel, gleich melancholisch, doch scheinbar unbeeindruckt von dieser Entrückung.¹

Gewiß, sie waren nicht ohne Reiz, diese glitzernden Projektionen, die aus merowingischer Vorzeit zu kommen schienen und Bilder längst vergangener Zeiten an mir vorüberziehen ließen.² Aber ich kann gar nicht sagen, wie unheimlich mir dennoch dieses Eindringen des Mysteriums und der Schönheit in ein Zimmer war, das ich endlich so sehr mit meinem Ich erfüllt hatte, daß ich ihm nicht mehr Aufmerksamkeit schenkte als eben diesem. Nun aber, da der anästhesierende Einfluß der Gewohnheit aufgehört hatte, begann ich zu denken, zu fühlen – beides traurige Dinge. Dieser Knopf an der Tür meines Zimmers, der sich für mich von allen anderen Türknopfen der Welt dadurch unterschied, daß er die Tür ganz von alleine zu öffnen schien, ohne daß ich ihn zu drehen brauchte, so unbewußt betätigte ich ihn – nun diente er Golo als Astralleib. Und kaum wurde zum Abendessen geklingelt, rannte ich eiligst ins Eßzimmer, wo die schwerfällige Hängelampe nichts von Golo und Blaubart wußte, dafür aber meine Eltern und den Bœuf à la casserole kannte und wie jeden Abend ihr Licht spendete, um mich in die Arme Mamas zu werfen, die mir durch Genoveva von Brabants trauriges Schicksal noch lieber wurde, während mich Golos Verbrechen anhielten, mein eigenes Gewissen mit noch mehr Sorgfalt zu durchforschen.

Nach dem Abendessen, ach! mußte ich bald Mama verlassen, die blieb, um mit den anderen zu plaudern, bei schönem Wetter im Garten, bei schlechtem in dem kleinen Salon, in den sich dann alle zurückzogen. Alle, außer meiner Großmutter, die fand, es sei »ein Jammer, wenn man auf dem Lande war, in der Stube zu hocken«, und die endlose Diskussionen mit meinem Vater hatte, weil er mich an Tagen, wo es allzusehr regnete, auf mein Zimmer lesen schickte, anstatt mich zum Draußenbleiben zu veranlassen. »Auf die Weise wird er nie robust und energisch werden«, pflegte sie traurig zu äußern, »gerade dieser Kleine, der es so nötig hätte, zu Kräften zu kommen und seinen Willen zu stählen.« Mein Vater zuckte dann die Achseln und schaute prüfend das Barometer an, denn er hatte eine Schwäche für Meteorologie, während meine Mutter, die sich möglichst leise verhielt, um ihn nicht zu stören, ihn mit zärtlichem Respekt anblickte, allerdings nicht zu aufmerksam, damit es nicht aussähe, als wolle sie in das Geheimnis seiner Überlegenheit eindringen. Meine Großmutter aber konnte man bei jedem Wetter, selbst wenn es in Strömen regnete und Françoise hinausgestürzt war, um die kostbaren Rohrmöbel hereinzuholen, damit sie nicht naß würden, im leeren, vom Platzregen durchfegten Garten sehen, wie sie ihre zerzausten grauen Haare zurückstrich, damit ihre Stirn die heilsamen Kräfte von Wind und Regen um so tiefer in sich aufnehme. »Endlich kann man einmal frei atmen!« pflegte sie dann zu sagen und eilte durch die aufgeweichten Wege – die ihrer Meinung nach von dem neuen Gärtner, der kein Naturgefühl besaß und den mein Vater seit dem Morgen schon befragt hatte, ob das Wetter sich aufklären würde, allzu symmetrisch angelegt waren – mit enthusiastischen, ruckartigen, kurzen Schritten, die sich nach den verschiedenen Empfindungen regelten, wie sie in ihrer Seele durch

den Rausch des Unwetters, die Macht der Hygiene, die Torheit meiner Erziehung und die Symmetrie des Gartens hervorgerufen wurden, nicht aber nach dem ihr unbekanntem Wunsch, ihrem prunefarbenen Rock die Schlammspritzer zu ersparen, unter denen er bis zu einer Höhe verschwand, die für ihr Zimmermädchen stets ein Problem und ein Gegenstand der Verzweiflung war.

Fanden Großmutter's Rundgänge durch den Garten nach dem Abendessen statt, dann vermochte nur eines sie ins Haus zurückzubringen: wenn nämlich in einem der Augenblicke, da ihre Umlaufbahn sie in regelmäßigen Abständen wie ein Insekt an die beleuchteten Fenster des kleinen Salons führte, wo gerade auf dem Spieltisch die Liqueurs serviert wurden, meine Großtante ihr zurief: »Bathilde! Sieh doch zu, daß dein Mann keinen Cognac trinkt!«¹ Um sie zu necken (sie hatte in die Familie meines Vaters einen so anderen Geist hineingebracht, daß sich alle über sie lustig machten und sie quälten), veranlaßte meine Großtante nun tatsächlich meinen Großvater, dem die Schnäpse verboten waren, ein paar Tropfen zu trinken. Meine arme Großmutter kam herein und beschwor ihren Mann, keinen Cognac zu trinken; er wurde böse, trank trotzdem sein Gläschen, und meine Großmutter ging traurig, entmutigt und gleichwohl lächelnd davon, denn sie war so demütigen Herzens und so sanftmütig, daß ihre Zärtlichkeit für die anderen und die geringe Wichtigkeit, die sie ihrer eigenen Person und ihren Leiden beilegte, sich in ihrem Blick in einem Lächeln versöhnten, das ganz im Gegensatz zu dem, was man auf den meisten Gesichtern liest, Ironie nur gegen sich selbst enthielt; uns aber streiften ihre Augen alle wie mit einem Kuß, denn sie konnte ihre Lieben nicht anschauen, ohne sie leidenschaftlich mit dem Blick zu streicheln. Die Marter, die meine Großtante ihr auferlegte, das Schauspiel der vergeblichen